



Warum Jungs nicht stillsitzen und Mädchen nicht auf Bäume klettern

Ein frecher Realitäts-Check für alle, die glauben, Gleichbehandlung sei gerecht und sich wundern, warum Jungs am Rad drehen und Mädchen sich klein machen.

Inhalt

Worum geht's her?	3
Für wen ist dieses Heft?	3
Körper, Kraft und Koordination und warum Jungen anders ticken	4
Denken mit Anlauf. Kognitive Unterschiede zwischen Jungs und Mädchen.....	5
Sprache und Kommunikation	7
Beziehung auf Baustelle: Soziale Reifung bei Jungs und Mädchen.....	8
Bindung, Beziehung und das große Missverständnis.....	10
Aufmerksamkeit & Konzentration	12
Emotionsverarbeitung.....	14
Risiko, Rambazamba und Reißleine. Warum Jungs öfter vom Baum fallen.	16
Wer bin ich, und wenn ja, warum nicht wie die anderen?	18
Wie Erwachsene (endlich) umdenken müssen und was das für Kinder verändert.....	20
Zusammengefasst: Gleich ist nicht gerecht.	21
Und jetzt?	22
Quellenschatz.....	23

Worum geht's her?

Wenn du dich schon mal gefragt hast, warum der eine ständig auf Tische klettert, und die andere lieber Listen schreibt, dann bist du hier goldrichtig.

Dieses Heft ist kein Plädoyer für rosa und blau, aber eins gegen Gleichmacherei mit pädagogischem Weichzeichner. Jungs und Mädchen sind verschieden. Punkt. Nicht besser, nicht schlechter, aber anders. Und das zeigt sich im Körper, im Kopf, im Klassenzimmer und zuhause beim Abendbrot.

Hier bekommst du Klartext: Warum Jungs öfter vom Baum fallen, Mädchen früher reden Und was das mit deinem Alltag zu tun hat. Bissig. Fundiert. Humorvoll.

Für wen ist dieses Heft?

Für alle, die täglich mit Kindern zu tun haben und manchmal das Gefühl haben, sie bräuchten einen Dolmetscher für die andere Hälfte der Menschheit.

Für Eltern, die sich fragen, warum ihre Tochter stundenlang basteln kann, während ihr Sohn nach zwei Minuten die Tapete anknabbert.

Für Pädagogen und Lehrkräfte, die sich fragen, ob bei manchen Kids der Bewegungsmotor auf Dauerlauf steht und bei anderen das Vernunftsignal im Funkloch hängt.

Für alle, die merken: Gleichbehandlung ist nicht dasselbe wie gleiche Förderung. Und die bereit sind, genauer hinzusehen.

Kurz: Für Menschen mit Humor, Herz und Hirn. Die nicht pädagogisch korrekt, sondern menschlich wirksam sein wollen.

Körper, Kraft und Koordination und warum Jungen anders ticken

Stell dir zwei Kinder im Sandkasten vor: Sie sind beide drei Jahre alt. Sie buddeln, sie schütten, sie bauen. Und doch passiert auf körperlicher Ebene völlig Unterschiedliches. Denn während Mädchen in diesem Alter oft schon erstaunlich präzise mit der Schaufel umgehen können, landet der Sand bei vielen Jungs noch halb auf dem Kopf und beim Nachbarn.

Das liegt nicht daran, dass Jungen weniger geschickt oder gar weniger motiviert wären. Sondern daran, dass sie, rein biologisch, schlichtweg später dran sind. Und zwar ziemlich durchgängig:

Feinmotorik? Vorteil Mädchen.

Mädchen entwickeln früher die Fähigkeit, ihre kleinen Muskeln gezielt einzusetzen. Beim Greifen, Schreiben, Schneiden, Einfädeln. Sie sind in Sachen Fingerfertigkeit durchschnittlich 12 bis 18 Monate weiter als gleichaltrige Jungen. Und das sieht man, spätestens, wenn es in der Schule ans Schreibenlernen geht.

Und warum ist das so?

Hormone und Hirnarchitektur, Baby! Das weibliche Gehirn entwickelt sich, vor allem in den Bereichen für Sprache und Feinmotorik, deutlich schneller. Auch das Corpus Callosum (die Verbindung zwischen linker und rechter Hirnhälfte) ist bei Mädchen dicker. Das bedeutet: Ihre Hirnhälften kommunizieren effektiver miteinander, was wiederum komplexe Steuerungsprozesse wie präzise Bewegungen erleichtert.

Jungs hingegen haben zwar durchschnittlich mehr Muskelmasse, aber die will bewegt, getestet und trainiert werden. Ihre grobmotorischen Fähigkeiten entwickeln sich über Aktivität, Reibung, Widerstand. Heißt: rennen, toben, klettern, raufen. Nicht stillsitzen und falten.

Sitzenbleiben ist keine Stärke

Wenn wir in der Kita oder Schule also erwarten, dass ein 5-jähriger Junge 30 Minuten still auf einem Teppichkreis sitzt und konzentriert bastelt, dann fordern wir von ihm, was seinem Körper völlig widerspricht. Wir fordern Selbstkontrolle vor der Reife. Und das geht auf Dauer nicht gut.

Was stattdessen hilft:

- Mehr Bewegung statt weniger Pausen
- Bewegtes Lernen mit Platz für Körperspannung
- Weniger Sitzphasen, mehr Struktur über Handlung

Auf den Punkt gebracht:

Jungen entwickeln sich körperlich nicht nur anders, sondern auch mit einer ganz anderen Dynamik. Wer das ignoriert, verpasst die Chance, ihre Stärken zu fördern und produziert stattdessen Frust, Aggression oder Rückzug.

Denken mit Anlauf. Kognitive Unterschiede zwischen Jungs und Mädchen

Während Mädchen sich oft ruhig und aufmerksam in neuen Situationen umschaun, stehen Jungs gerne mittendrin oder obendrauf. Ihr Denken ist experimentell. Sie lernen, indem sie machen. Mädchen hingegen beobachten zuerst, wägen ab, reflektieren.

Impulsivität vs. Vorausschau

Jungen reagieren impulsiver. Nicht, weil sie „nicht hören“, sondern weil ihre Frontalhirnrinde, zuständig für Planung, Impulskontrolle und vorausschauendes Handeln, viel langsamer ausreift. Das bedeutet: Jungen handeln oft, bevor sie denken. Mädchen denken häufiger, bevor sie handeln.

Das erklärt, warum:

- Jungen häufiger als "verhaltensauffällig" gelten.
- Sie öfter ermahnt, gebremst, gemäßregelt werden.
- Sie es schwerer haben, in angepassten Lernsettings Fuß zu fassen.

Logik, Raumgefühl, Risiko: typische Jungs-Domänen

Spannenderweise sind Jungen im Durchschnitt dort schneller, wo es um:

- Räumliches Denken geht (z. B. Bausteine, Puzzles, Rotationen)
- Mechanik und Physik (sie lernen über Krafteinsatz und Widerstand)
- Systemisches Denken (z. B. Regeln, Strukturen, Ursache-Wirkung)

Aber diese Stärken bleiben oft auf der Strecke, weil:

- sie nicht im „typischen“ Klassenzimmer stattfinden,
- sie sich nicht durch Arbeitsblätter und Sitzarbeit zeigen,
- und weil Jungen mit unruhigem Verhalten auffallen, statt mit Lösungen zu glänzen.

Mädchen: Vorsprung durch Sprache

Während Jungen mehr mit dem ganzen Körper lernen, nutzen Mädchen, früh gefördert durch ihre Umgebung, Sprache als zentrales Mittel der Weltaneignung. Sie beginnen früher zu sprechen, haben ein größeres Vokabular, sind schneller in der Wortbildung und besser im sozialen Deuten.

Doch auch hier ist Vorsicht geboten, denn Mädchen werden oft für ihre sprachliche Reife gelobt aber unterschätzt in ihren kognitiven Bedürfnissen. Nur weil ein Mädchen „brav“ ist, heißt das nicht, dass es intellektuell unterfordert bleibt.

Was heißt das konkret für Kitas und Schulen?

- Lernen über Bewegung fördern, nicht bestrafen
- Projektarbeit, Räume zum Forschen und Bauen schaffen
- Impulsives Verhalten deuten, nicht disziplinieren
- Stillarbeit erst ermöglichen, wenn Reife vorhanden ist
- Leistungsformate öffnen: raus aus der Sitzkultur!

Was können Eltern zuhause tun?

- Jungen nicht zum Stillsitzen zwingen, sondern den Bewegungsdrang sinnvoll begleiten
- Mädchen nicht in ihrer Bravheit bestätigen, sondern mutige Entscheidungen fördern
- Konflikte und Impulse als Reifungschance verstehen – nicht als Erziehungsfehler
- Raum geben für Fehler, Kraftproben und lautes Denken, bei beiden Geschlechtern

Auf den Punkt gebracht:

Unterschiedlichkeit braucht kein Gleichmachen, sondern Gleichwertigkeit in der Entwicklung. Jungs turnen nicht rum, sie erfüllen ihren Bewegungsauftrag, manchmal eben mit Soundeffekt.

Sprache und Kommunikation

Mädchen reden früher. Punkt. Und das liegt nicht daran, dass sie mehr gefördert würden, sondern an ihrer Biologie. Sprachrelevante Hirnareale reifen bei Mädchen schneller. Ihre linke Gehirnhälfte, zuständig für Sprache, Grammatik und Satzbildung, ist früher aktiv und besser vernetzt. Mädchen hören früher, differenzierter und nutzen Sprache schneller zur Verarbeitung ihrer Umwelt.

Das sieht man im Alltag überall:

- Mädchen erzählen früher kleine Geschichten.
- Sie stellen mehr Fragen.
- Sie verhandeln sozial über Sprache: „Wenn du meine Freundin bist, dann darfst du mitspielen.“

Jungen dagegen? Reden weniger. Oder später. Oder anders. Sie denken stärker in Bildern und brauchen oft länger, um diese inneren Bilder in Worte zu übersetzen. Ihre rechte Gehirnhälfte, zuständig für räumliches Denken und Impulskontrolle, hat erst einmal andere Prioritäten. Das heißt nicht, dass Jungen dümmer oder weniger sprachbegabt wären. Aber es heißt, dass sie mehr Zeit brauchen.

Und was passiert in der Kita? Ein Junge, der „nur“ mit Autos spielt und keine vollständigen Sätze spricht, bekommt schnell ein Etikett: sprachauffällig. Entwicklungsverzögert. Oder gleich einen Termin zur Sprachförderung.

Dabei braucht er oft keine Förderung, sondern Bewegung, Interesse und ein bisschen Zeit.

Und zu Hause? Da hören wir: „Jetzt sag doch mal richtig!“ „Benutz deine Worte!“ „Du musst dich besser ausdrücken.“

Was wir meinen: Sei wie deine Schwester. Oder wie das Mädchen aus der Nachbarschaft. Oder wie das Idealbild von einem Kind, das sofort und in ganzen Sätzen sagen kann, was los ist.

Nur: Jungen zeigen ihre Bedürfnisse oft nicht sprachlich, sondern körperlich. Sie werfen den Ball gegen die Wand. Sie schubsen das Geschwisterkind. Oder sie schweigen. Das ist kein Mangel! Das ist ihr Kommunikationsstil.

Wenn wir also Gleichberechtigung wollen, müssen wir auch gleich viel Geduld für unterschiedliche Ausdrucksformen haben.

Und in der Schule? Da gilt: Wer besser redet, bekommt bessere Noten. Der „verbal kompetente“ Schüler wirkt aufmerksamer, intelligenter, reifer. Und wer spät spricht, hat nicht nur schlechte Karten, sondern gleich einen passenden Förderplan.

Was können Pädagogen tun?

- Beobachtet genauer: Nicht wie viel ein Kind spricht, sondern wie.
- Lasst Raum für stille Kinder. Für körperliche Kommunikation. Für alternative Ausdrucksformen.
- Erklärt nicht jedes Anderssein zur Störung.

Was Eltern tun können:

- Hört zu, auch wenn keine Worte kommen.
- Stellt weniger Fragen. Kommentiert mehr.
- Lasst euren Söhnen Zeit. Sie brauchen sie. Und sie zahlen es euch zurück, mit Worten. Später.

Auf den Punkt gebracht:

Während Mädchen schon ganze Sätze basteln, überlegen Jungs noch, ob's sich lohnt, überhaupt was zu sagen. Schließlich kann man viele Dinge ja auch mit einem Grunzer, einem Stock oder einem gezielten Remppler klären. Kommunikation ist eben Typsache, und kein Wettbewerb

Beziehung auf Baustelle: Soziale Reifung bei Jungs und Mädchen

Mädchen wollen dazugehören. Jungs wollen bestehen. Und dazwischen? Ein riesiges Missverständnis, das in Kindergärten und Schulen täglich, wie ein schlecht geschriebenes Theaterstück aufgeführt wird.

Mädchen: Beziehung first, alles andere später

Mädchen sind in sozialen Dingen oft ein paar Schritte voraus. Sie blicken schneller durch, wie Gruppen funktionieren, sind früher fähig, mit anderen mitzufühlen, und nehmen feinere Signale wahr, verbal wie nonverbal. Das liegt nicht nur daran, dass sie mehr reden, sondern auch an ihrem Nervensystem. Ihre rechte und linke Gehirnhälfte sind stärker miteinander vernetzt, was emotionale Verarbeitung und Sprachzentren intensiver zusammenarbeiten lässt.

Heißt konkret: Wenn Lisa traurig guckt, merkt Marie das sofort und fragt nach. Wenn Lea heute stiller ist, rückt Anna näher. Beziehung ist für viele Mädchen nicht das Ziel, sondern der Ausgangspunkt. Sie beobachten, analysieren, passen sich an. Ihr Sicherheitsgefühl ist oft direkt gekoppelt an soziale Akzeptanz.

Jungs: Beziehung durch Aktion

Und die Jungs? Haben auch Gefühle. Sogar viele. Nur halt nicht immer Worte dafür. Weil sie häufiger in der grobmotorischen Ecke unterwegs sind, lernen sie soziale Dynamiken oft über Handlungen, nicht über Gespräche.

Beispiel gefällig?

Wenn Max Tim dreimal die Mütze klaut und Tim beim vierten Mal laut lacht und zurückzwick, ist das in der Welt vieler Jungs ein sozialer Erfolg. Verbindung hergestellt, Grenzen getestet, Status geklärt.

Wenn Lisa das beobachtet, findet sie das womöglich „gemein“. Wenn die Erzieherin dazwischengeht, findet Max das womöglich „unfair“. Wenn niemand das Verhalten übersetzt, bleibt die eigentliche Beziehungssprache der Jungs ungehört und unverstanden.

Kleine Männer, große Gefühle, aber bitte leise

Viele Jungen zeigen Unsicherheit oder Überforderung nicht mit Worten, sondern mit Bewegung. Oder mit Rückzug. Oder mit Wut. Sie haben oft einen höheren Stresslevel, reagieren sensibler auf Misserfolge und brauchen länger, um mit starken Gefühlen klarzukommen. Empathie ist bei ihnen nicht weniger vorhanden, sie ist nur anders verpackt.

Die Folge? Jungs werden häufiger als „verhaltensauffällig“ gelabelt. Sie stören. Sie provozieren. Sie „können nicht sozial“. Dabei fehlt ihnen schlicht die Brücke zwischen Gefühl und Ausdruck und die wird ihnen leider viel zu selten gebaut.

Was müsste sich ändern?

1. Erwachsene müssen lernen zu übersetzen.

Wer glaubt, dass alle Kinder durch Stillsitzen und Reden soziales Verhalten lernen, hat das halbe Klassenzimmer vergessen. Jungs brauchen Bewegung, klare Rückmeldungen und ein echtes Gegenüber, das auch mal aushält, dass der Weg zur Beziehung über Reibung führt.

2. Schulen und Kitas müssen Raum für Unterschiedlichkeit schaffen.

Nicht jeder Konflikt ist ein Problem. Manchmal ist er ein Gespräch in Körpersprache. Wir brauchen keine Sozialnormpolizei, sondern mutige Pädagogen, die erkennen, dass Reifung nicht synchron, sondern individuell passiert.

3. Soziale Reifung braucht Zeit und Vorbilder.

Jungen lernen Beziehung nicht über PowerPoint-Folien zur „gewaltfreien Kommunikation“, sondern durch authentisches Gegenübersein. Wer ihnen echtes Zuhören, emotionales Rückmelden und sich-selbst-regulieren zeigt, hinterlässt mehr als jede noch so schlaue Regel.

Was Eltern tun können

Für Mädchen:

- Sag ihr nicht nur, dass sie toll ist, sondern warum. Mädchen wachsen oft mit subtilen Erwartungen auf, immer nett, fleißig, umsichtig zu sein. Rücke das gerade und hilf ihr, Nein zu sagen, ohne Schuldgefühl.
- Achte auf den sozialen Druck. Frag nicht nur: „Mit wem hast du gespielt?“, sondern auch: „Wie ging es dir dabei? Wolltest du das?“

Für Jungs:

- Hilf ihm, seine Gefühle in Bewegung zu bringen, und in Sprache zu übersetzen. „Du bist gerade echt wütend. Willst du draußen rennen oder mir zeigen, was passiert ist?“
- Wenn er sich zurückzieht: Nimm es nicht persönlich. Bleib dran. Biete Nähe an, ohne zu drängen.

Für alle:

- Kinder sind Beziehungsmenschen. Aber nicht alle gleich. Wer Kindern wirklich begegnen will, muss seine eigene Vorstellung von Beziehung ständig hinterfragen.

Auf den Punkt gebracht:

Du brauchst keine Pädagogik auf Speed, sondern Menschen, die dein Kind wirklich sehen, in seiner wilden, weichen, manchmal widersprüchlichen Art. Die anerkennen, dass Beziehung kein Lernziel, sondern ein Lernweg ist. Und der sieht bei Jungs eben manchmal anders aus als bei Mädchen.

Mädchen gründen Freundinnengruppen mit klaren Gesprächsregeln. Jungs prügeln sich kurz und wissen danach, wer dazugehört. Beides ist Beziehungspflege, nur eben mit anderen Werkzeugen. Wenn wir das verstehen, beginnt echte soziale Reifung auf beiden Seiten und hey, vielleicht reifen wir selbst auch ein bisschen nach.

Bindung, Beziehung und das große Missverständnis

Was Jungs brauchen und warum sie es oft nicht bekommen

Bindung ist nicht nur ein Gefühl. Es ist ein neurobiologisches Grundbedürfnis und ein verdammt sensibles dazu. Wer glaubt, dass alle Kinder gleich an Bindung herangehen, hat wahrscheinlich noch nie erlebt, wie unterschiedlich Jungen und Mädchen Bindung zeigen, leben, einfordern oder verweigern. Die meisten Missverständnisse entstehen genau hier. Weil Erwachsene glauben, dass

Jungen emotional verkümmern oder Mädchen klammern, obwohl einfach nur unterschiedliche Bindungsstrategien greifen.

Jungs suchen Bindung über Aktion, nicht über Sprache. Ein Mädchen sagt: „Spielst du mit mir?“ Ein Junge wirft dir das Kissen an den Kopf. Beide wollen das Gleiche: Kontakt und Beziehung. Aber während Mädchen ihre Bindungswünsche früh sprachlich ausdrücken können, brauchen Jungen Bewegung, Aktion, Körperlichkeit. Sie raufen, bauen, schubsen, rempeln und checken dabei unbewusst ab: Ist da jemand? Reagiert da jemand? Hält mich jemand aus?

Erwachsene interpretieren das oft als „auffällig“, „laut“, „übergreifig“. Was es aber in Wahrheit ist, ist Beziehungssuche. Bindung über Interaktion, nicht über verbale Kommunikation.

Mädchen hingegen nutzen schneller Beziehungssprache

Sie „reden sich in Verbindung“. Bereits ab dem zweiten Lebensjahr zeigt sich: Mädchen greifen deutlich früher und differenzierter auf Beziehungsvokabular zurück: „Ich mag dich!“, „Bist du meine Freundin?“. Sie beobachten mehr, fragen nach, entwickeln früher Empathie. Das heißt nicht, dass sie automatisch besser gebunden sind. Ihre Art, Bindung zu zeigen, ist den Erwachsenen einfach geläufiger. Und dadurch deutlich bequemer.

Warum Jungen früher als "beziehungsstörend" gelten

Das ganze Dilemma zeigt sich oft schon in der Kita. Wenn der Junge, der Nähe sucht, einem anderen Kind die Schaufel auf den Kopf haut und dann zur Strafe aus dem Sandkasten muss. Weil wir glauben, er will stören, dabei will er nur Kontakt. Hier beginnt die Entkopplung: Zwischen Bedürfnis und Reaktion. Zwischen Bindungssuche und Bindungsverlust. Und das kann sich, je nachdem, wie sensibel Erwachsene sind, durch die ganze Kindheit ziehen.

Was bedeutet das für Schule, Kita und Zuhause?

- Für Jungs gilt: Beziehung braucht Bewegung. Beziehung braucht Toleranz gegenüber „lautem“ Verhalten. Und vor allem: Beziehung braucht Erwachsene, die nicht alles, was unkonventionell ist, als „auffällig“ abstempeln.
- Für Mädchen gilt: Ihre Bereitschaft zu Kooperation und Beziehung darf nicht dazu führen, dass sie „funktionieren“. Mädchen brauchen Schutz vor zu früher Verantwortung, vor emotionaler Überlastung. Nur weil sie reifer wirken, sind sie es noch lange nicht.
- Für alle gilt: Bindung braucht Differenzierung. Wer alle Kinder gleichbehandelt, behandelt die meisten ungerecht.

Und was können Eltern tun?

Beobachte dein Kind nicht nur durch die Brille von „gut“ oder „anstrengend“. Frag dich: Was könnte dieses Verhalten mit Beziehung zu tun haben? Wann sucht mein Kind Nähe, und wie? Raufen, Klammern, Rückzug, Redeschwall, all das kann Bindungssprache sein. Wenn du sie lernst zu lesen, veränderst du eure Beziehung nachhaltig. Versprochen!

Auf den Punkt gebracht:

Bindung ist kein Wohlfühlwort für Ratgeber-Cover, sondern das Fundament, auf dem alles steht! Bei Jungs wie bei Mädchen. Wer glaubt, Beziehung bedeute, nett zu sein und Konflikte zu vermeiden, hat Bindung nicht verstanden. Kinder brauchen keine Harmonie-Manager, sondern verlässliche Gegenüber. Und gerade Jungs brauchen Bindung nicht weniger, sondern lauter, klarer, robuster und mit mehr Kontur.

Aufmerksamkeit & Konzentration

Warum Zappelphilipp und Träumelinchen mehr über Gehirnchemie aussagen als über Erziehung

Wenn es um Aufmerksamkeit und Konzentration geht, ist das Spielfeld zwischen Jungen und Mädchen nicht ebenmäßig. Und das hat nichts mit Erziehungsfehlern oder zu viel Bildschirmzeit zu tun, sondern mit handfester Hirnphysiologie.

Der Dopamin-Durchbruch

Das Hormon- und Botenstoffsystem von Jungen funktioniert schlicht anders. Vor allem Dopamin, der berühmte Neurotransmitter für Motivation, Aufmerksamkeit und Belohnung, wird bei ihnen langsamer ausgeschüttet und schneller abgebaut. Ergebnis: Sie brauchen mehr Reize, mehr Bewegung, mehr Action, um in den gleichen Fokusmodus zu kommen wie viele Mädchen. Sitzen, zuhören, still sein? Für viele Jungs gleicht das einem sensorischen Hungertod. Aber das wisst ihr ja jetzt schon.

Gleichzeitig wird genau das in Schule und Kita ständig erwartet. Wer nicht „stillsitzen“ kann, gilt als unkonzentriert. Und wer ständig mit dem Stuhl kippelt, oder den Stift klackert, bekommt schnell Ärger. Dabei sind das schlicht Bewegungsimpulse, mit denen das Gehirn versucht, sich selbst zu regulieren.

Mädchen: Hochkonzentriert oder gut im Tarnen?

Mädchen schneiden in der Regel bei Konzentrationstests besser ab, auch, weil sie sozial früher gelernt haben, was „erwartetes Verhalten“ ist. Das bedeutet aber nicht automatisch, dass sie innerlich wirklich fokussierter sind. Viele Mädchen sind einfach exzellent darin, ihre inneren Zustände zu unterdrücken, weil sie sich besser anpassen. Sie "funktionieren" stiller, was nicht heißt, dass sie weniger Stress empfinden.

Die Kehrseite dabei ist, dass Mädchen seltener durch klassische Aufmerksamkeitsstörungen auffallen und bleiben bei Problemen mit Selbstwert, Angst oder Überforderung oft unter dem Radar. Jungs werden durch ungünstige Rahmenbedingungen zu mehr auffälligem, Mädchen zu mehr unauffälligem Verhalten gezwungen. Beide verlieren.

Was Erwachsene verstehen müssen

- Mehr Bewegung = mehr Fokus. Für viele Jungen ist körperliche Aktivität keine Belohnung nach der Arbeit, sie ist die Voraussetzung, um überhaupt arbeitsfähig zu sein.
- Stillsitzen ist echt keine Tugend, sondern eine krasse Überforderung. Konzentration entsteht nicht durch Disziplin, sondern durch ein gut reguliertes Nervensystem.
- Träumereien sind kein Versagen. Mädchen, die still in den Tag starren, sind nicht automatisch konzentriert, sie brauchen genauso Anregung und emotionale Rückbindung.

Was es in Schule und Kita braucht

- Weniger Stillsitzen, mehr rhythmischer Unterricht. Bewegungspausen sind keine Deko, sondern didaktisch notwendig, vor allem für Jungen.
- Reizoffene Lernumgebungen. Statt ständig auf Reizreduktion zu setzen, darf es auch Angebote für Sinneswahrnehmung geben, aber mit Struktur.
- Individuelle Reaktionsformen ernst nehmen. Wer ein Kind diszipliniert, weil es mit dem Stuhl wackelt, bestraft es für seinen Versuch, sein Hirn zu regulieren.

Was Eltern tun können

- Bewegung bewusst fördern, auch drinnen. Ob Trampolin, Schaukeln, Kissenkampf oder Tierbewegungen durch die Wohnung: der Körper braucht das.
- Reize dosieren, nicht eliminieren. Komplette reizlose Umgebungen führen nicht zu besserer Konzentration, sondern zu innerem Ausstieg, besonders bei Jungs.
- Innere Zustände ernst nehmen. Frage nicht nur „Hast du Hausaufgaben gemacht?“, sondern: „Wie fühlt sich dein Kopf heute an?“

Auf den Punkt gebracht:

Aufmerksamkeit und Konzentration sind keine Knöpfe, die man anschalten kann, wenn es gerade gebraucht wird. Das ist wichtig zu verstehen, wenn man Schulkinder hat, die keinen Bock haben ihre Hausaufgaben zu erledigen, wenn uns das gerade passt. Jungs denken in Action, Mädchen in Struktur. Während sie sich Notizen machen, hängt er am Tisch, mit dem Stuhl auf zwei Beinen und dem Kopf in den Wolken. Kein Aufmerksamkeitsdefizit, sondern ein anderes Betriebssystem. Wer beide ernst nimmt, sortiert nicht nach Sitzhaltung, sondern nach Potenzial. Und das ist bekanntlich selten in der Stille zu finden, sondern da, wo's raschelt. Wenn wir wollen, dass Kinder sich selbst finden, müssen wir aufhören, ihnen dauernd zu erklären, wie sie zu sein haben.

Emotionsverarbeitung

Warum Jungs oft boxen, wenn sie weinen müssten und Mädchen lächeln, wenn sie wütend sind

Wenn wir ehrlich sind, haben wir in unserer Kultur weder Jungen noch Mädchen beigebracht, mit ihren Gefühlen gesund umzugehen. Aber wir haben ihnen sehr wohl beigebracht, welche Gefühle sie zeigen dürfen. Das Ergebnis: Eine emotionale Schiefelage, die sich tief in Körper und Kommunikation eingräbt. Und wo kommt's her? Wir geben weiter und leben vor (oft unbewusst), was wir gesehen, erlebt, verinnerlicht haben. Wir können aber lernen, das zu ändern, indem wir zu verstehen beginnen.

Jungs: Trauer wird zu Wut

Schon im Kleinkindalter wird Jungen häufig vermittelt: „Ein Indianer kennt keinen Schmerz.“ Wer hinfällt, soll aufstehen. Wer weint, wird belächelt oder getröstet mit: „Ist doch nicht so schlimm.“ Die emotionale Botschaft? „Wut ist manchmal okay. Trauer eher nicht so.“

Kein Wunder also, dass Jungs häufig mit Aggression reagieren, nicht, weil sie per se gewalttätiger sind, sondern weil Wut die gesellschaftlich akzeptierte Form ihrer Ohnmacht ist. Und weil Wut körperlich spürbarer ist als Angst, Einsamkeit oder Scham. Boxen statt weinen. Türenknallen statt „Ich fühle mich verletzt“. Das ist kein Mangel an Empathie, das ist Selbstschutz mit den wenigen Mitteln, die erlaubt wurden.

Mädchen: Wut wird zu Schuld

Bei Mädchen sieht es anders aus. Sie lernen früh, dass Wut unbequem ist. „Zickig“, „patzig“, „überempfindlich“, solche Etiketten bekommen Mädchen schon in der Grundschule. Also lächeln sie lieber, schlucken ihren Ärger runter, entwickeln psychosomatische Beschwerden oder drehen die Wut nach innen, als Selbstkritik, Selbsthass, Anpassung.

Daraus resultiert oft: Mädchen gelten als emotional reif, obwohl sie oft nur gelernt haben, ihre Gefühle leiser zu machen. Sie sind nicht weniger wütend, sie sind trainierter im Tarnen. Und auch nicht weniger traurig, aber traurige Mädchen sind halt niedlich, wütende nicht. Das würde auch erklären, warum es eher Mädchen sind, die sich selbst verletzen. Aber das ist nur Gedanke, der mir beim Schreiben kommt.

Was Erwachsene endlich verstehen sollten

- Gefühle sind nicht geschlechtsspezifisch, aber unser Umgang damit ist es. Wir haben verlernt, Kindern den ganzen Gefühlsraum zu lassen und lassen ihnen stattdessen nur die Ecken, die wir selbst aushalten, wenn überhaupt.
- Aggression ist oft Ausdruck von Ohnmacht. Besonders bei Jungen. Wer nur die Wut sieht, verpasst das darunter liegende Gefühl.
- Anpassung ist kein Zeichen von Reife. Besonders bei Mädchen. Wer ständig brav ist, fühlt sich nicht unbedingt sicher, sondern vielleicht viel eher unsichtbar.

Was das für Schulen und Kitas bedeutet

- Gefühle dürfen sichtbar und laut sein. Nicht alles, was „stört“, ist störend. Es ist ein Ausdruck von Kontaktversuch.
- Wut braucht einen Rahmen. Kein Kind soll sich selbst oder andere verletzen, aber jedes Kind soll lernen dürfen, was Wut eigentlich ist.
- Mehrsprachigkeit im Gefühl: Kinder brauchen Worte für ihre Innenwelt. Nicht nur „gut“ oder „blöd“, sondern „enttäuscht“, „machtlos“, „eifersüchtig“, „aufgeregt“.

Was Eltern tun können

- Gefühle ernst nehmen, auch (oder gerade) wenn sie unbequem sind. Du musst sie nicht immer gleich lösen, nur erstmal aushalten.
- Wut begleiten statt unterbinden. Atmen. Halten. Nicht werten. Kein "Beruhig dich mal!", oder Ablenken, sondern durchfühlen lassen. Das ist so unfassbar wichtig zu verstehen, weil hinter Ablenkung und Verdrängung perspektivisch ein riesengroßer Rattenschwanz hängt.
- Selbst ein Modell sein. Wie gehst du mit deiner eigenen Wut um? Mit Scham? Mit Traurigkeit? Kinder lernen nicht aus Erklärungen, sondern aus deinem Gesicht, deiner Stimme, deiner Reaktion.

Auf den Punkt gebracht:

Jungs haben Gefühle, sie kommen nur oft in Camouflage daher. Wir können nicht erwarten, dass ein kleiner Kerl seine Wut eloquent erklärt. Mädchen dagegen weinen und reden. Und reden. Und weinen. Beides ist okay, wenn Erwachsene endlich aufhören, in Schubladen zu denken. Kinder lernen den Umgang mit Gefühlen nicht durch Erklärungen, sondern durch Menschen, die ihre eigenen Emotionen nicht wegpädagogisieren.

Risiko, Rambazamba und Reißleine. Warum Jungs öfter vom Baum fallen.

Wenn ein Junge mit fünf Jahren rückwärts vom Klettergerüst fliegt, sagen viele: „Na, typisch Junge.“ Wenn ein Mädchen danebensteht, die Stirn runzelt und lieber Sandkuchen backt: „Na, typisch Mädchen.“ Und ja, es ist typisch. Nicht aus Jux und Dollerei, sondern wegen der Biologie. Die Frage ist, wie gut Erwachsene damit klarkommen.

Warum Jungs öfter vorpreschen

Jungs haben, hormonell bedingt, eine deutlich höhere Grundspannung im Körper. Testosteron sorgt schon im Mutterleib für mehr Muskelmasse und ein stärker ausgeprägtes Bewegungsbedürfnis. Und diese Muskis wollen benutzt werden. Und zwar so früh wie möglich. Wenn ein Mädchen sich hinsetzt und konzentriert mit kleinen Perlen hantiert, braucht der gleichaltrige Junge oft Bewegung, Lautstärke, Risiko, sonst dreht er durch.

Gleichzeitig ist bei Jungs das Stirnhirn (präfrontaler Cortex), das für Impulskontrolle und Vorausdenken zuständig ist, später dran. Das bedeutet: Sie tun erst, denken dann. Ihre Risikobereitschaft ist neurologisch bedingt höher und die Fähigkeit, mögliche Konsequenzen abzuschätzen, entwickelt sich bei ihnen oft ein paar Jahre später als bei Mädchen.

Wenn Jungen in der Grundschule lernen sollen, still zu sitzen, leise zu sein, Regeln zu befolgen und sich „sozial angemessen“ zu verhalten, ist das in etwa so, als würde man einem hungrigen Löwen mit Beute erklären, dass Fasten gerade angesagt ist. Es ist nicht entwicklungslogisch, es ist eine Zumutung.

Mädchen sind nicht braver, sondern oft vorsichtiger

Mädchen sind nicht automatisch vernünftiger. Aber sie sind hormonell, motorisch und emotional oft ein paar Schritte voraus, auch im Bereich der Selbstregulation. Sie durchdenken eher, sie beobachten, sie fragen sich: „Was passiert, wenn...?“ Dieses innere Stoppschild ist früher aktiv, was sie nicht selten davor bewahrt, sich wie Tarzan durch die Kita zu schwingen.

Aber es gibt eine Kehrseite: Ihre Vorsicht wird oft gelobt, ihr Mut dagegen übersehen. Ein Mädchen, das sich etwas traut, das laut ist, das wild spielt, wird viel schneller als „auffällig“ oder „aggressiv“ abgestempelt. Und so entstehen Glaubenssätze in kleinen Köpfen.

Wenn Pädagogik Kontrolle mit Entwicklung verwechselt

Viele pädagogische Konzepte sind auf Verhaltenskontrolle ausgerichtet. Möglichst schnell stillsitzen. Möglichst lange zuhören. Möglichst wenig stören. Was dabei verloren geht ist das, was Kinder von sich aus mitbringen. Ihren Impuls, sich zu entwickeln.

Kinder lernen Selbstkontrolle nicht durch Verbote. Sondern durch Erfahrung. Durch Fehler. Durch Scheitern in sicherem Rahmen. Aber dieser Rahmen fehlt oft. Stattdessen gibt's Regeln, Ermahnungen, Moralpredigten und Strafen. Und bei Jungs besonders häufig Diagnosen.

Leider wahr: Jungen machen über 70 % aller ADHS-Diagnosen aus, obwohl viele davon schlicht Jungen sind, deren Hirnreifung nicht zu deutschen Klassenzimmern passt. Sie sind nicht gestört. Sie sind unterfordert, überreizt und falsch eingeschätzt.

Was sich ändern muss in Kitas und Schulen:

- Mehr Räume für Bewegung, Risiko und Abenteuer. Nicht als Pause vom Lernen, sondern als Teil davon.
- Weniger „Sitz-dich-still“-Pädagogik. Mehr Zutrauen in das, was Kinder sich selbst zumuten wollen.
- Bewusstes Zulassen von körperlicher Auseinandersetzung, von Wildheit, von Rangeln, in klaren, sicheren Rahmen.

Im Kopf von Erwachsenen:

- Risikoverhalten ist kein Erziehungsfehler, sondern ein Entwicklungsmotor.
- Selbstkontrolle wächst nicht durch ständiges Ausbremsen, sondern durch Räume, in denen Kinder ihre eigenen Grenzen erleben dürfen.
- Wer immer sofort eingreift, wenn's gefährlich wird, verhindert nicht das Risiko, sondern die Fähigkeit, es selbst einzuschätzen zu können.

Und zuhause:

- „Pass auf!“ ersetzt kein echtes Zutrauen.
- Gemeinsames Reflektieren nach dem „Aua“ wirkt nachhaltiger als pauschales „Siehste, hab ich dir doch gesagt!“

- Wenn das Kind Risiken eingeht, frag dich: Ist das wirklich gefährlich oder nur ungewohnt für meine Nerven?

Auf den Punkt gebracht:

Jungs testen Grenzen nicht, weil sie dir den letzten Nerv rauben wollen, sondern weil ihr Gehirn sie dazu verdonnert hat. Risiko gehört für sie zum Reifungsprozess wie der Matsch zur Pfütze. Wenn wir sie ständig bremsen, ziehen wir ihnen nicht nur den Helm über, sondern auch den Mut aus dem Kopf. Statt Risikovermeidung brauchen Jungs sichere Spielräume für's Drauflosleben und Erwachsene, die wissen, wann man besser loslässt, statt festhält.

Wer bin ich, und wenn ja, warum nicht wie die anderen?

Kinder sind keine unbeschriebenen Blätter. Sie sind Notizbücher, in die von Tag eins an reingekritzelt wird. Durch Worte, Blicke, Erwartungen. Und irgendwann fangen sie an, das Gekritzel für ihre eigene Handschrift zu halten.

Das Selbstbild von Kindern, also die Vorstellung, wer sie sind, was sie können, dürfen, sollen, entsteht nicht im stillen Kämmerlein. Es wächst in Beziehungen. In Rückmeldungen. Und in dem, was Erwachsene über sie denken, sagen oder eben nicht sagen.

Das rosa-blau-Gefängnis

Schon vor der Geburt wird festgelegt, was ein Kind wahrscheinlich mögen wird, je nachdem, was da zwischen den Beinen ist. Mädchen? Dann bitte zart, vorsichtig, sozial. Jungen? Stark, wild, laut.

Die Marketingabteilungen helfen da kräftig mit. Rosa Glitzerwelt trifft auf brachiale Baustelle. Und wehe, ein Junge liebt Einhörner oder eine Sechsjährige will Fußball spielen, ohne dass sie gleich „eine von den Wilden“ ist. Geschlechterbilder sind zäh. Und sie wirken.

Das Problem: Je enger das Rollenbild, desto kleiner der Spielraum fürs echte Selbst. Und das hat nix mit Gender-Mainstreaming zu tun.

Mädchen lernen oft früh, sich über Beziehung zu definieren. Sie sind „lieb“, „hilfsbereit“, „für andere da“. Diese Prägungen ziehen sich bis ins Erwachsenenalter und „Tada“ haben wir Mütter, die sich durch die mannigfachen Aufgaben oft überfordern, trotzdem weitermachen und sich dabei selbst verlieren. Jungs lernen „Du bist, was du leistest.“ Fehler sind Schwäche. Gefühle? Unpraktisch. Hauptsache, man gewinnt.

Oft zu beobachten: Mädchen, die sich selbst verlieren im „allen gefallen wollen“. Jungs, die sich hinter Coolness verstecken, weil Verletzlichkeit nicht erlaubt ist.

Schule: Der Ort, wo sich das Selbstbild entscheidet

In der Schule geht der Zirkus weiter. Und leider oft in die falsche Richtung.

- Mädchen werden für Fleiß und Anpassung gelobt und genau daran messen sie ihren Wert.
- Jungen ecken an, erleben sich als „Störer“, werden häufiger kritisiert und ziehen sich entweder zurück oder rebellieren.

Das Schulsetting bevorzugt oft stilles, schriftliches, lineares Denken. Jungs, die eher handlungsorientiert, körperlich-experimentell und wenig frontalunterrichtskompatibel sind, gelten schnell als problematisch.

Aber das Selbstbild formt sich nicht nur durch Erfolge, sondern vor allem durch die Art und Weise, wie Fehler gespiegelt werden.

Was wir Erwachsenen kapieren müssen

Kinder bauen ihr Selbstbild nicht aus dem, was sie über sich denken, sondern aus dem, was wir ihnen über sie spiegeln. Und das ist keine Pillepalle-Verantwortung.

Wenn du einem Mädchen ständig sagst, wie süß sie ist, wird sie irgendwann glauben, dass sie nur dann etwas wert ist, wenn sie süß ist.

Wenn du einen Jungen immer wieder darauf hinweist, dass er „zu wild“, „zu laut“, „zu schwierig“ ist, dann glaubt er irgendwann, dass er einfach falsch ist.

Und das ist keine Kleinigkeit. Das ist Identitätsarbeit. Und die braucht Raum, Reflexion – und verdammt viel wohlwollende Begleitung.

Was Schule und Kita anders machen könnten

- Nicht loben für Anpassung, sondern für Mut, Kreativität und Selbstreflexion.
- Jungen stärken, ohne sie „kleinzunormalisieren“. Sie brauchen keine „besseren Mädchen“-Pädagogik.
- Mädchen rauskitzeln, sich mehr zuzutrauen, laut zu sein, sich zuzumuten, nicht nur nett, sondern echt zu sein.
- Individualität feiern statt einpassen: Rollen dürfen vielfältig sein. Kinder auch.

Und zuhause?

- Lass dein Kind in Ruhe ausprobieren, wer es ist. Nicht bewerten. Begleiten.
- Frage nicht nur, was es gemacht hat, sondern wie es sich dabei gefühlt hat.
- Erlaube beides: Stärke und Schwäche. Wildheit und Sanftheit. Mädchen wie Jungen.

Auf den Punkt gebracht:

Identitätsentwicklung ist kein Bastelbogen aus der Elternratgeber-Ecke. Sie ist ein wilder Mix aus Genen, Gefühlen, Erfahrungen und ganz viel Trial-and-Error. Wenn wir wollen, dass Kinder sich selbst spüren und finden, müssen wir aufhören, sie ständig vergleichen zu wollen. Sie brauchen keine Norm, sie brauchen ein Gegenüber, das sagt: Du bist okay, auch wenn du anders tickst als die Statistik.

Wie Erwachsene (endlich) umdenken müssen und was das für Kinder verändert

Wir können uns das alles schönreden. Dass Jungs eben so sind. Dass Mädchen halt anders ticken. Dass sich das schon auswächst. Aber die Wahrheit ist: Wir haben es in der Hand. Nicht allein, nicht perfekt, aber entscheidend.

Denn wenn wir wollen, dass Kinder sich gesund entwickeln, körperlich, emotional, sozial, dann reicht es nicht, die Unterschiede zwischen Jungen und Mädchen zu wissen. Wir müssen sie ernst nehmen. Und entsprechend handeln.

Was wir endlich begreifen müssen

1. Jungen sind nicht unreif. Sie reifen anders. Ihr Gehirn entwickelt sich langsamer im sprachlich-analytischen Bereich, dafür schneller im räumlich-motorischen. Ihre Impulskontrolle kommt später, nicht weil sie bockig sind, sondern biologisch so gebaut. Wenn wir das pathologisieren, machen wir sie klein. Wenn wir es verstehen, können wir sie begleiten.
2. Mädchen sind nicht „einfacher“, sie kompensieren besser. Mädchen passen sich oft schneller an, sind beziehungsorientierter, können sich „gut benehmen“. Aber darunter liegt oft Stress. Sie wollen gefallen, nicht auffallen. Und genau das übersehen wir. Viel zu oft und viel zu lange.
3. Gleichbehandlung ist nicht Gleichmacherei. Wer alle Kinder gleich behandelt, behandelt sie nicht ungerecht. Es geht nicht darum, alle über denselben Kamm zu scheren, sondern darum, jedem Kind das zu geben, was es braucht. Und das ist eben unterschiedlich.

Was sich in Schule und Kita ändern muss

- Bewegung als Grundbedürfnis anerkennen. Gerade bei Jungs. Nicht als Belohnung, sondern als Teil des Alltags.
- Mehr Handlungsspielraum für Individualität. Weniger Frontalunterricht, mehr Tun, mehr Spiel, mehr Beziehung.
- Weniger Maßregelung, mehr Spiegelung. Nicht: „Du bist zu laut.“ Sondern: „Was brauchst du gerade?“
- Fehlerkultur etablieren. Nicht als Defizit, sondern als Entwicklungsmotor.

Und ja, das bedeutet: Mehr Personal. Mehr Wissen. Mehr Haltung. Weniger Schablonen, mehr Menschlichkeit.

Und zuhause?

Eltern müssen keine Superpädagogen sein. Aber sie brauchen Mut, hinzuschauen:

- Wo reagiere ich nach Geschlecht und nicht nach Mensch?
- Wo spreche ich meinem Kind etwas ab, weil es „nicht typisch“ ist?
- Wo passe ich mein Kind an die Welt an, statt die Welt ein Stück an mein Kind?

Auf den Punkt gebracht:

Erziehung ist kein Dressurakt. Es ist Beziehung. Und die beginnt damit, dass wir uns selbst hinterfragen. Und was das alles verändern kann? Eine ganze Menge.

Wenn Kinder erleben, dass sie so sein dürfen, wie sie sind, ohne sich ständig anpassen, verstecken oder beweisen zu müssen, dann werden sie stabil. Dann vertrauen sie sich. Dann finden sie ihren Platz. Nicht angepasst, sondern verbunden. Nicht perfekt, sondern ganz.

Wir brauchen keine neuen Konzepte für Kinder. Wir brauchen neue Erwachsene. Die hinschauen, zuhören und aufhören, aus lauter Unsicherheit ständig an kleinen Menschen rumzuschrauben.

Zusammengefasst: Gleich ist nicht gerecht.

Jungs und Mädchen sind unterschiedlich. Nicht besser, nicht schlechter, einfach anders. Körperlich, kognitiv, emotional. Von Anfang an. Punkt.

Und nein, das ist kein Rückfall in die Steinzeit, sondern schlicht Biologie plus Hirnforschung und der aktuelle Kenntnisstand. Wer Gleichheit mit Gleichmacherei verwechselt, verpasst die Chance, Kinder wirklich zu verstehen und sie so zu begleiten, wie sie es brauchen.

Was es dafür bräuchte? Mut zur Differenz. Raum für Entwicklung. Und Erwachsene, die lieber hinfühlen als bewerten.

Denn das eigentliche Problem sind nicht die Kinder. Sondern die Erwachsenen, die erwarten, dass alle Kinder gleich ticken und dabei übersehen, was direkt vor ihnen liegt:

Neugier, Bewegungsdrang, Nähebedürfnis und Eigenwille in hundert Varianten.

Wir brauchen keine neuen Erziehungsratgeber. Wir brauchen mehr Bereitschaft, genau hinzusehen. Und die Demut, zuzugeben: Vielleicht sind wir es, die sich verändern müssen, nicht die Kinder.

Und noch was, liebe Große: Bevor wir weiter analysieren, wo's bei den Kindern hakt, könnten wir mal bei uns selbst anfangen. Denn ganz ehrlich: Wer sich selbst nicht kennt, reagiert, statt zu verstehen. Dann schreit die Erzieherin nicht, weil das Kind so „anstrengend“ ist, sondern weil sie ihre Prägungen und Muster auslebt und es nicht einmal merkt.

Wir brauchen keine perfekten Pädagogen oder Eltern. Wir brauchen reflektierte Menschen, die ihren eigenen Mist aufräumen, statt ihn den Kindern vor die Füße zu kippen. Denn die sind schon damit beschäftigt, ihre eigenen Schuhe zu finden.

Und jetzt?

Du willst mehr davon? Mehr Wissen, mehr Klartext, mehr Haltung?

Dann komm rüber in meinen Telegram-Kanal. Da geht's weiter.

<https://t.me/jeannettekriesel>

oder besuch mich auf meiner Website:

www.jeannette-kriesel.de

oder nimm Kontakt auf, wenn dir danach ist:

jeannette-kriesel@gmx.de

Danke, dass du mitgedacht hast.

Dieser Text ist für alle, die den Mut haben, alte Glaubenssätze zu hinterfragen und nicht beim ersten „Aber“ in Deckung gehen. Für alle, die hinschauen, statt schönzureden. Die anfangen, Verantwortung zu übernehmen – im Kleinen wie im Großen.

Wenn dich dieser Text berührt, wachrüttelt oder zum Nachdenken gebracht hat, dann: Teile ihn. Mit Kollegen, Freunden, Pädagogen, Eltern.

Denn Veränderung beginnt da, wo einer den Mund aufmacht.

Danke, dass du einer davon bist.

Jeannette Kriesel

Quellenschatz

Vera F. Birkenbihl – "Jungen und Mädchen – wie sie lernen"

Klassiker. Viel Substanz, null Langeweile. Wenn du noch nie etwas von ihr gehört hast, bitte nachholen.

Jesper Juul – "Dein kompetentes Kind"

Gehört auf jeden Eltern- und Pädagogen-Nachttisch. Und zwar gelesen und verstanden, nicht nur zitiert.

Gerald Hüther – "Was wir sind und was wir sein könnten"

Gehirn, Haltung, Entwicklung. Wenn du verstehen willst, warum Drohen bei Jungs (und Mädchen) nix bringt – lies Hüther.

Louann Brizendine – "Das weibliche Gehirn" und "Das männliche Gehirn"

Zwei Bücher, viele Aha-Momente. Gut verständlich, neurobiologisch fundiert. Pflichtlektüre, wenn du nicht nur fühlen, sondern auch wissen willst.

Simon Baron-Cohen – "The Essential Difference"

Etwas trocken, dafür wissenschaftlich. Hier geht's um Autismus, Empathie und warum Testosteron nichts Böses ist.

1. Auflage 2025